Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 237. **Dienstag** den 11. Mai 1897. **91. Jahrgang.**

Paris in Trauer.

G. **Paris**, den 8. Mai.

Die Trauerfeierlichkeit für die Opfer der furchtbaren Katastrophe ist soeben beendet. Noch klingt mir das Geläute der ehrwürdigen Notre Dame in den Ohren, noch glaube ich den Geruch des Weihrauchs wahrzunehmen, der in mächtigen Wolken von dem Platze vor der Kirche aufstieg. In die Kirche selbst hineinzugelangen war unmöglich; sogar den meisten Delegationen wurde der Eintritt verweigert. Nach den Berichten zu urtheilen, hat man nicht viel versäumt. Die Ansprache des Pater Olivier scheint weniger trostreich als verblüffend gewirkt zu haben. Das schreckliche Ereigniß sei eine Strafe Gottes, führte er aus. Wie Gott bei dem letzten großen Unglück das Haupt Frankreichs getroffen habe, indem er ihm die besten und größten Männer hinwegnahm, so habe er es jetzt ins Herz getroffen wegen seiner Sündhaftigkeit, ihm das genommen, was es am meisten liebte und verehrte. Hat der zelotische Dominikaner sich an der Verlegenheit der Vertreter der Regierung und des Parlamentes weiden wollen, die mit sehr getheilten Gefühlen den ungewohnten Gang zur Kirche gethan hatten, und denen die gesinnungstüchtigen radicalen Blätter noch lange diese Principienlosigkeit nachtragen werden?

Draußen vor der Kirche und in den umliegenden Straßen hatte sich eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Wie bei allen feierlichen Gelegenheiten, versuchte man auch hier wiederholt den Gürtel der Schutzleute und der republikanischen Garde zu durchbrechen, aber im Allgemeinen verhielt sich das Publicum ruhig und würdig. Nur die Stimme der Zeitungsverkäufer und die rauhen Kehlen der Camelots, die die massenhaft über Nacht entstandenen entsetzlich poesielosen Gesänge über die Katastrophe vortrugen, machten sich unangenehm bemerkbar. Unter den Theilnehmern an der eigentlichen Feier, die gegen zwölf Uhr auffuhren, wurde die stattliche graubärtige Gestalt des Grafen Radziwill, der die preußische Generalsuniform angelegt hatte, und der Lordmayor von London besonders bemerkt. Von der Rede des Ministers Barthou vor dem im Freien aufgerichteten Katafalke haben von dem größeren Publicum nur wenige etwas vernommen. Sie war an und für sich nicht ungeschickt; hier, wo man eines Bossuet bedurft hätte, klang sie leer und banal. Gegen zwei Uhr begann die Menge sich zu verlaufen.

Paris beginnt nun sein gewöhnliches Aussehen wieder anzunehmen. Die Eindrücke der vier letzten Tage aber — man möchte glauben, es seien ebenso viele Wochen gewesen — werden Allen denen, die sie mit erlebt haben, unverlöschlich im Gedächtniß haften. Lassen wir sie noch einmal der Reihe nach an unserem Geist vorbeiziehen. Der Abend nach dem Unglück. Man ist auf dem Wege zum Theater oder sitzt im Restaurant beim Diner. Da stürmen die Zeitungsverkäufer mit der „Presse" heran. Mechanisch bezahlt man seinen Sou und mechanisch beginnt man zu lesen. Und da erfährt man, daß mitten in der Stadt, vielleicht wenige hundert Schritte von dem Orte, wo man sich selbst zu gleicher Zeit aufgehalten hat, am hellen lichten Tage ein Gebäude in fünf Minuten spurlos vom Erdboden vertilgt worden ist und daß eine Menge blühender Menschenleben dabei umgekommen ist. Für nichts Anderes hat man mehr Sinn, und mit fieberhafter Ungeduld werden die weiteren Ausgaben der Abendblätter erwartet, die stündlich sich folgen und durch die das Ereigniß immer greifbarere, immer gräßlichere Gestalt gewinnt. — Der nächste Morgen. Ein schwarzer Trümmerhaufen in der Rue Jean Goujon, vor dem man in der Nacht eiligst einen neuen Zaun errichtet hat, und aus dem nur eine Reihe verkohlter Balken aufragen. Soldaten, Schutzleute und Herren in schwarzen Hüten. Ein paar merkwürdige Wagen, in die man ab und zu etwas Unkenntliches hineinschafft. — Eine ungeheuere schweigende Menge vor dem halb abgebrochenen Flügel des Industriepalastes; Beamte, Reporter und weinende Menschen, die durch eine Thür aus- und eingehen, hinter der man Entsetzliches weiß: verkohlte Menschenleiber, der ohne Kopf, der ohne Arme oder Beine, gestaltlose Ueberreste, die mit der menschlichen Figur fast nichts mehr gemein haben. — Und den ganzen Tag von früh bis in die späte Nacht hinein die Rufe der Zeitungsverkäufer. Man kauft und liest und liest, zehn, fünfzehn, zwanzig Zeitungen des Tags, und endlich weiß man selbst nicht mehr, was man gelesen hat. Es ist ja eigentlich auch immer wieder dasselbe: der fürchterliche Anblick, der gräßliche Geruch, das herzzerreißende Klagen der Angehörigen, das Erkennen der Leichen an einem Ring, an einem blombirten Zahn, an einem Toilettengeheimniß. Das Alles verschwimmt und vereinigt sich zu einem einzigen großen Bilde des Grauens. — Endlich am Freitag die unendlichen Leichenzüge in den Straßen und heute die große Feier.

Das Hauptinteresse wird sich nun auf die Ursachen des Unglückes, auf das Schuldig oder Unschuldig der in Betracht kommenden Persönlichkeiten lenken. Die Einen wollen den Polizeipräfecten, der den Bau nicht auf seine Feuersicherheit hat untersuchen lassen, Andere den Besitzer des Kinematographen, wieder Andere die Veranstalter des Bazars zur Verantwortung gezogen wissen. Ob sich den Letzteren gerichtlich beikommen lassen wird, ist fraglich. Nicht zu ihrem Gunsten aber spricht es, daß diese Herren jetzt einen Aufruf im „Gaulois" für ihre Armen und ihre Wohlfahrtseinrichtungen damit begründen, „daß diese ja sonst dies Jahr leer ausgehen würden. Man sollte meinen, daß alle die reichen Leute, die dem Entsetzlichen entronnen sind, mit Freuden einige tausend Franken hergeben, und daß besonders jene Millionaire mit Zehntausenden, ja Hunderttausenden nicht kargen würden.*) Der Aufruf ist ein Zeichen dafür, daß die Opfer nicht, wie einige Zeitungen glauben machen möchten, bei einem Unternehmen umgekommen sind, das nur der Erfüllung der schönsten Menschenpflicht galt, sondern daß wenigstens bei vielen der Theilnehmer das Vergnügen die Hauptsache war. Wir können den Leuten nicht ganz Unrecht geben, die den Ausdruck: „Auf dem Felde des Wohlthuns gefallene Soldaten" energisch zurückweisen. Ein Soldat weiß, daß der Tod ihn erwartet, jene Damen wären sicher nicht gegangen, wenn sie eine Gefahr geahnt hätten. Unser Mitleid mit den Unglückseligen wird dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt.

Uebrigens drohen die Nachwirkungen der Brandkatastrophe sich für das Geschäftsleben der französischen Hauptstadt zu einer wahren Calamität, namentlich in der Luxusindustriebranche, auszuwachsen. Hunderte und Aberhunderte von der Elite der Pariser Gesellschaft angehörenden Familien sind durch das Unglück in der Rue Jean Goujon in die tiefste Trauer versetzt; die Sommersaison, welche in den Monaten Mai und Juni wegen der alsdann stattfindenden Hochzeiten, Verlobungen, Bälle, Empfänge, sportlichen Veranstaltungen aller Art den Höhepunct des Glanzes zu erreichen pflegt, liegt diesmal völlig darnieder. Zahlreiche Festlichkeiten sind abgesagt, sei es, weil deren Urheber selbst durch das Unglück in directe Mitleidenschaft gezogen sind, sei es, weil ihnen der Trauer halber die Gäste fortbleiben würden. Die Pariser Salons sind verödet, die großen Luxusgeschäften bleiben die gewohnten Kunden aus, und die Folge davon wird eine nothgedrungene Einschränkung des Arbeitsbetriebes auf ein Minimum sein. Einem einzigen der ersten Modewarenmagazine wurden innerhalb 24 Stunden über hundert Bestellungen auf Balltoiletten wieder entzogen. Und dies ist nur ein Beispiel für viele. Schon treffen viele Geschäfte Anstalten, ihr Personal zum großen Theil wegen mangelnder Arbeitsgelegenheit zu entlassen. Ueberall hält man sich auf den frühen Eintritt der sogenannten todten Jahreszeit gefaßt, da die Mehrzahl der tonangebenden Familien gewillt ist, bei nächster Gelegenheit sich auf das Land zu begeben und dort den Sommer in tiefster Zurückgezogenheit zuzubringen.

*) Ein respectabler Anfang hierzu ist, wie wir im gestrigen Abendblatt mittheilten, bereits gemacht. D. Red.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 10. Mai. Vom Vorsitzenden des evangelisch-socialen Congresses geht uns nachstehender Brief mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Sehr geehrter Herr Redacteur! In einem vom 1. Mai datirten Artikel Ihres sehr geschätzten Blattes wurde die auffallende Thatsache besprochen, daß der Kirchenvorstand von St. Thomas dem evangelisch-socialen Congreß die Thomaskirche für den seinen Verhandlungen vorhergehenden Gottesdienst nicht eingeräumt habe.

Es liegt mir fern, diesen Beschluß kritisiren zu wollen; wenn ihn jedoch wirklich, wie Ihr Herr Correspondent sagt, der Kirchenvorstand mit dem an sich durchaus richtigen Satze begründet haben sollte, die evangelische Kirche habe sich grundsätzlich von „politisch-agitatorischen Bestrebungen" fern zu halten, so möchte ich Sie, Herr Redacteur, doch um die Erlaubniß bitten, an derselben Stelle, an der diese Begründung in die Oeffentlichkeit gebracht worden ist, auch meinerseits öffentlich betonen zu dürfen, daß der evangelisch-sociale Congreß dem Kirchenvorstande von St. Thomas bisher keinen Anlaß gegeben zu haben glaubt, ihn als eine politische oder gar politisch-agitatorische Vereinigung ansehen zu dürfen!

Allerdings befaßt sich der Congreß, wie schon sein Name sagt, mit socialen Zuständen und Problemen; nicht aber vom parteipolitischen, sondern von dem ungleich höheren Gesichtspuncte aus, daß sich seine Theilnehmer als lebendige Glieder der evangelischen Kirche für die sittlich-religiösen Zustände im Volksleben, die — wie die Geschichte lehrt — aufs Engste mit den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden sind, mitverantwortlich fühlen. — Daraus leiten sie für sich das Recht wie die Pflicht socialer Arbeit ab.

Das beste Zeugniß für den freudigen, von allem politischen Parteigetriebe freien Geist, in welchem der Congreß bisher gewirkt und gearbeitet hat, geben seine im Buchhandel erschienenen Protokolle und sonstigen Lebensäußerungen; aber auch der bevorstehende Congreß wird, so Gott will, einen überzeugenden Beweis dafür erbringen, daß sein Geist kein zerstörender und trennender, sondern ein aufbauender und einigender, kein politisch-agitatorischer, sondern ein social-versöhnender ist.

Berlin, den 8. Mai 1897.

Hochachtungsvoll
Nobbe,
Vorsitzender des evang.-socialen Congresses.

B. C. **Berlin**, 10. Mai. Die Gesammtzahl der preußischen Zuchthausgefangenen betrug im Jahre 1895/96 24 582 gegen 30 531 im Jahre 1881/82 und 28 577 im Jahre 1869, und war die geringste in dem Zeitraum seit 1869. Der tägliche Durchschnittsbestand betrug 17 556, die Zahl des Zugangs 6817. Auf 10 000 Köpfe der 18 Jahre und darüber alten Bevölkerung des preußischen Staates kamen in Zugang 3,77. Es ergiebt sich aus der Statistik des Bestandes an Zuchthausgefangenen, daß die schwere Criminalität vom Jahre 1869 bis 1871 gesunken, dann ziemlich constant bis zum Jahre 1881/82 gestiegen und dann ebenso constant gefallen ist, so daß sie im Jahre 1895/96 um 20,3 v. H. günstiger steht als im Jahre 1869 und um 37,3 v. H. günstiger als im Jahre 1881/82. Auch die Zahl der Vorbestraften unter den Zuchthausgefangenen ist gegen die Vorjahre gesunken, sowohl die Zahl der Vorbestraften überhaupt als die Zahl der mehr als dreimal und mit Freiheitsstrafen von mehr als einem Jahre Vorbestraften; sie übertraf im Jahre 1895/96 nur wenig das Jahr 1889/90. Die Gesammtzahl der Zugänge an Zuchthausgefangenen betrug 5745 Männer (gegen 5812 i. J. 1889/90) und 1072 (1284) Weiber. Darunter waren vorbestraft 4925 (4868) Männer oder 85,73 (83,76) v. H. und 812 (976) Weiber oder 75,75 (76,01) v. H., mehr als dreimal 3907 (3715) Männer oder 68,01 (63,92) v. H. und 641 (788) Weiber oder 59,79 (61,37) v. H., und mit mehr als einem Jahr 2447 (1985) Männer oder 42,59 (34,15) v. H. und 311 (356) Weiber oder 29,01 (27,73) v. H. Nach Altersclassen vertheilt, entfielen von den Zugängen auf je 10 000 der betreffenden Altersclasse im Alter von 18 bis unter 21 Jahre 2,63, 21 bis unter 25 Jahre 4,28, 25 bis unter 30 Jahre 5,29, 30 bis unter 40 Jahre 4,53, 40 bis unter 50 Jahre 4,26, 50 bis unter 60 Jahre 3,28, 60 bis unter 70 Jahre 1,39, über 70 Jahre 0,42. Einzelzellen waren vorhanden in den Strafanstalten 4322, für durchschnittlich 17 556 Gefangene oder 24,6 v. H., in den Gefängnissen 2971, für durchschnittlich 8635 Gefangene oder 33,3 v. H. Seit dem Jahre 1869 ist die Zahl der Zellen vermehrt von 3247 auf 7193. Für die Benutzung der Einzelzellen gelten folgende Regeln. In den Strafanstalten sollen vor allen die jüngeren Gefangenen (18—30 Jahre alten) und von den älteren die noch nicht wiederholt vorbestraften ihre Strafe in Einzelhaft verbüßen. In den Gefängnissen sind zunächst die Untersuchungsgefangenen, dann die jugendlichen (12 bis 18 Jahre alten), dann die jüngeren (18 bis 30 Jahre alten), dann die älteren noch nicht wiederholt vorbestraften in der Zelle zu halten. Mit Rücksicht darauf sind die Einlieferungsbestimmungen so getroffen, daß die Zellengefängnisse nur für die jüngeren und erstbestraften Gefangenen bestimmt sind. Ueber die Dauer der Einzelhaft bestimmt der Vorsteher der Anstalt nach Anhörung der Conferenz der Oberbeamten. Von den Entlassenen waren in Einzelhaft im Ganzen in den Strafanstalten 27,5, in den Gefängnissen 19,4 v. H. Von diesen befanden sich im Alter von unter 18 Jahren (in den Gefängnissen) 53,6 v. H., von 18 bis unter 25 Jahren in den

Feuilleton.

Erinnerungen an Singapore.

Von Conrad Geppert, Premier-Lieutenant der Landwehr.

II.

Nachdruck verboten.

Im Ganzen leben vielleicht 1000 Europäer verschiedener Nationen, meist Handeltreibende, in Singapore. Das größte Contingent der farbigen Bewohner stellen die Chinesen, sie treiben Alles, was Geld einträgt, sind mit dem geringsten Verdienste zufrieden und lassen sich durch nichts beleidigen. Der Chinese ist Großkaufmann und Zwischenhändler, er beschäftigt sich mit dem Anwerben von Kulis (Arbeiter), treibt mit besonderem Geschick Gärtnerei und arbeitet in den Plantagen, er ist Tischler, Korbflechter, Schneider und Schuster, arbeitet als Diener und Koch, und ist er durch den Opiumgenuß bis zu dem Standpunct gelangt, daß er von keinem Arbeitgeber mehr engagirt wird, so vermiethet er sich als Droschkengaul. Tausende von arbeitslosen Chinesen fristen in letztgenannter Weise ihr ärmliches Leben, bis sie sich thatsächlich die Lunge aus dem Leibe gelaufen haben. An allen Ecken, auf allen Straßen und Plätzen stehen Massen dieser zweirädrigen Droschken (Rikjas) vom Abend bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abend. Diese Unglücklichen haben ein Obdach nicht, sie schlafen in ihrem Wagen, welchen sie in vollem Trabe davonziehen, und essen auf der Straße. Am Tage setzt sich kein Europäer in solch Gefährt, Nachts, wo die Droschken fehlen, blieb auch mir trotz des lebhaftesten Widerwillens oft nichts Anderes übrig als die Benutzung einer Rikja. Auch der kleine Handwerker hat kein beneidenswerthes Loos. Eine enge, kaum Raum zum Liegen gewährende Schlafstelle ist sein Obdach, welches er aber nur sehr kurze Zeit bezieht. Tag und Nacht wird gearbeitet. In großen Werkstätten zusammengepfercht, sitzen sie Tag aus Tag ein eifrig arbeitend, weniger daran denkend, sich ihre geringen Lebensbedürfnisse zu erringen, als daran, etwas darüber hinaus zurückzulegen und entweder Opium davon zu kaufen und zu spielen, oder aber so viel zu erübrigen, um ein eigenes Geschäft beginnen zu können. Gelingt das Alles nicht, so macht sich der Unglückliche nichts aus dem Leben; tida adda undonz (es ist kein Verdienst vorhanden) sagt er und hängt sich, nachdem er seinen Zopf noch sauber geflochten und seine besten Kleider angezogen hat, auf.

Ebenso jämmerlich ist das Loos der übrigen Arbeiterbevölkerung. Meist im Sumpf stehen ihre schwanken, aus Bambusrohr verfertigten Hütten, auf 2 Meter den Boden überragenden Pfählen sind sie erbaut. Einen ganzen Stadttheil sah ich, welcher direct im Wasser sich befand. Hunderte von Hütten standen dicht gedrängt, die eine durch die andere erreichbar und durch diese gestützt. Hier treiben die gelben, faulen Malayen ihr Wesen. Die Kinder, deren stets eine bedeutende Anzahl vorhanden ist, sind meist völlig unbekleidet. Männer und Weiber tragen den Sarong (bis auf die Knöchel reichender Hüftenschurz) und die Kabaja (kurze weiße Jacke). Der Malaye schwärmt nicht für Arbeit, er thut so viel, wie nöthig ist, um ihn von einem zum andern Tage mit Reis (Nasi), Gemüse (Sajor) und getrocknetem Fisch (Ikankring) zu versehen, doch auch der trockene Reis genügt ihm. Im Uebrigen läßt er sich über seine Zukunft keine grauen Haare wachsen, sondern verbringt seine Zeit mit Schlafen, Rauchen und Spielen.

In gleichen Pfahlbauten pflegen die Klinganesen zu wohnen. Schöne bronzefarbige Leute, mit schlanken Figuren, leicht gewelltem schwarzen Haar und einnehmenden Gesichtszügen. Ihre Kleidung ist die der Malayen, sie lieben es sehr, Arme und Beine mit silbernen Spangen zu zieren. Ihre Beschäftigung ist wenig mannigfaltig, meist sah ich sie bei Chausseebauten beschäftigt oder als Führer von Droschken und Ochsenkarren. Die Klinganesen sind sanft von Gemüthsart, und ich habe bei ihnen nicht den Sinn für Betrug und Diebstahl in dem Maße ausgebildet gefunden, wie dies bei Chinesen und Malayen der Fall ist. Chinesen und Malayen würden ihren eigenen Bruder ermorden, um sich in den Besitz irgend eines ihnen werthvoll erscheinenden Gegenstandes zu versetzen.

Ueber die ehelichen Verhältnisse möchte ich Folgendes bemerken. Der Chinese kennt seinen Vater meistens nicht, in den niederen Schichten wohl fast nie, seine Mutter verehrt er dagegen um so mehr. Ich habe einen vorzüglichen chinesischen Diener gehabt, welcher überaus sparsam lebte und, als er um seine Entlassung bat, auf meine Frage, was er denn nun anzufangen gedächte, erwiderte: „Saja mau pigi di China, chari saja punja mama dan tulong sama dia." (Ich will nach China gehen, meine Mutter suchen und sie unterstützen.) Die Malayen huldigen dieser Empfindung der Mutterliebe wohl weniger. Der Mann ist der Herr, er kann sich zwei und mehr Frauen halten und sie jeder Zeit verstoßen, merkwürdig ist hierbei, daß er jeder Zeit seine verstoßene Frau wieder zurückverlangen darf und sie inzwischen keine andere Ehe einzugehen berechtigt ist, sondern gezwungen bleibt, jeder Zeit wieder zurückzukehren, wenn nicht etwa die Scheidung durch den Hadje (Priester) erfolgt ist, was aber selten geschieht. Auch läßt sich der Malaye seine Frau abkaufen und verzichtet dann natürlich auf alle seine Rechte. Fünfzig bis hundert Dollar genügen, um in den Besitz einer Frau zu gelangen. Die eventuell vorhandenen Kinder sind Sache der Frau, welche sich aber auch sehr leicht mit ihren Mutterpflichten abzufinden weiß. Außereheliche Kinder sind keine Schande, das ist an der Tagesordnung, der Sohn wird, was der Vater war, die Tochter treibt das Metier der Mutter. Ueber das Leben der Klinganesen ist mir nach dieser Seite wenig bekannt geworden und was ich darüber erfuhr, basirt nicht auf eigener Erfahrung, sondern auf Erzählungen, welche meist stark aufgeschnitten sind.

Außerhalb der Stadt sind, um sie mit Wasser zu versehen, großartige Wasserwerke fast noch in der Wildniß angelegt, von welchen in sinnreicher Weise nach allen Richtungen die Leitungen führen. In dieser Gegend zeigen sich noch häufig Tiger, sie kommen nur vereinzelt vor, werden sofort gespürt und bald zur Strecke gebracht. Mehrfach erhielt ich Einladungen zu solcher Jagd, von deren Gefahren man in Europa recht falsche Vorstellungen hat. Der Tiger fürchtet wie jedes Thier im Allgemeinen den Menschen und flieht, wenn nur irgend möglich, vor ihm; die Fälle, wo ein directer Angriff solcher Bestien erfolgte, sind zu zählen. Durch eine Schaar Malayen wird der Dschungel abgetrieben, auf die eng postirte Schützenkette zu, Gefahr ist nur vorhanden, wenn das Thier Junge hat, vom rasendem Hunger gepeinigt ist oder, angeschossen, die Unmöglichkeit einsieht, zu entfliehen; dann nimmt es den Menschen mit Sicherheit an.

Konnte ich auch nach dieser Seite hin meine Jagdpassion nicht befriedigen, so entschädigten mich doch andere Ausflüge dafür. An einem Sonntag wurde ich zu einer Krokodiljagd eingeladen. Die Stadt hinter sich lassend, glitt unser Boot zwischen ausgedehnten Sümpfen dahin. Zahlreich sollen in ihnen noch jene kleinen schwarzen Schlangen (Cobra) sich aufhalten, deren Biß unbedingt tödtlich wirkt, wenn nicht schleunige Hilfe da ist. Der Urwald trat stellenweise bis an die Ufer des Flusses heran, ein undurchdringliches Netz von Zweigen, Ranken, Lianen und Blättern bildend. Theils fuhren wir wie in einer natürlichen Laube dahin. Eine Anzahl großer, schwarzer Affen begleitete uns, laut schnatternd, in den Baumwipfeln. Wir waren ihnen wohl nicht übermäßig angenehm, denn bald fingen sie an, uns mit trockenen Baumästen zu bombardiren. Eine über sie hinpfeifende Kugel und das tausendfache Echo des Büchsenschusses veranlaßte die Zudringlichen, laut kreischend das Hasenpanier zu ergreifen. Krokodile sahen wir vielfach, bekamen indessen keines zum Schuß. Sobald sich das Boot näherte, verschwanden die widerlichen Reptile blitzschnell unter dem trüben Wasserspiegel.

Seinen eigentlichen Zweck erfüllte deshalb unsere Excursion nicht, dennoch kehrten wir mit dem angenehmen Gefühl nach Singapore zurück, daß wir viel Schönes und Neues gesehen und unsere Erinnerungen wesentlich bereichert hatten.

Einige Tage darauf fuhr ich mit einem mir bekannten Herrn nach Johor, in der Absicht, den Marstall des Sultans zu besichtigen. Schwierigkeiten wurden uns nicht in den Weg gelegt, die malayischen Says (Pferdewärter) zeigten uns, da wir sie in ihrer Landessprache anredeten, anstandslos die eleganten Stallungen, welche mit Pferden edelster Rassen besetzt sind. Durch das Fenster des nicht übermäßig großen und auch nicht besonders schönen Schlosses bemerkte uns Se. Hoheit und ließ uns zum Näbertreten auffordern, wir mußten an seinem Lunch Theil nehmen, der im Kreise der Würdenträger stattfand. In einer ausgedehnten Säulenhalle saß der Sultan, umgeben von vornehmen Malayen, er selbst auf einem Sessel, etwas erhöht, die übrigen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden kauernd. Für den Sultan und die Seinen wurde Curry mit Reis gereicht und mit der Hand genossen. Wenn auch Se. Hoheit nur der Form wegen mitspeiste, so entzog er sich doch nicht der Sitte. Alles trank nur Wasser. Glücklicher Weise verlangte man nicht dasselbe von uns. Ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen ward herbeigebracht und uns europäisch bereitete Speisen und auch ganz guter Wein gereicht. Zwischen dem Sultan und uns entspann sich eine lebhafte, in malayischer Sprache geführte Unterhaltung, die übrigen Anwesenden sprachen kein Wort, erhoben sich nach Schluß der Tafel gleichzeitig mit den Worten tabe toewan Sultan (ich grüße dich, Herr Sultan), indem sie das Knie beugten und die rechte Hand erhoben.

Nunmehr aß und trank der Fürst Alles, was es gab, mit und stillte seinen bisher zurückgehaltenen Appetit und Durst. Eine Stunde verweilten wir noch in lebhaftem Gespräch und schieden dann mit Worten des Dankes.

Es war dies für mich ziemlich das letzte Ereigniß in Singapore, noch acht Tage etwa blieb ich dort, meine Tage in der Gesellschaft der Herren Dr. Köhn und Consulatssecretair Epler verbringend, welche mir während meines Aufenthaltes eine beispiellose Gastfreundschaft gewährt hatten, wie sie in Europa nur schwer gefunden werden dürfte. Mit dankbarer Erinnerung blicke ich auf diese Zeit meines Auslandslebens zurück.

SLUB
Wir führen Wissen.